

**Zeitschrift:** Schweizerische Lehrerinnenzeitung  
**Herausgeber:** Schweizerischer Lehrerinnenverein  
**Band:** 19 (1914-1915)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Wohnungsfürsorge  
**Autor:** E. F.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-311038>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Wohnungsfürsorge.

Fürsorge heisst der Ruf der Neuzeit, der zum Kampf gegen alle Not und alle Schäden der Welt auffordert. Mit Für- und Vorsorgen sucht man zu heilen, auszugleichen und wieder einzulenken. Der Grundsatz, dass Vorbeugen besser ist als Heilen, kommt mehr und mehr zu seinem Rechte. Die Fürsorge fängt mit ihren Bestrebungen zum Guten an der Wurzel an, um nicht viel unnütze Kraft aufzureiben im Vernichten der immer wieder wachsenden Hydraköpfe des Elends.

Der Wohnungsfürsorge geht die Wohnungsnot voraus und diese hat ihren Grund im modernen Wirtschaftsleben. Wir wollen unsere Kultur nicht nur anklagen; wir wissen, was wir ihr zu verdanken haben. Die Fortschritte, die Nutzbarmachung des Dampfes, der Elektrizität, die Verbesserung der Verkehrswege, die Ausnutzung der Naturkräfte, die geistige Entwicklung, die gesundheitlichen Massnahmen kommen allen zugute. Dem gegenüber steht aber eine eben solch stattliche Reihe von Mißständen, ein Elend, das früher mehr vereinzelt war, jetzt aber Massenerscheinung geworden ist.

Die Wohnungsnot kennt man vor allem in den Städten und Industriezentren, wo die bodenständige Bevölkerung immer mehr zur wechselnden wird, wo die Industrie die Landwirtschaft von ihrem Grund und Boden wegtreibt, wo die Ausdehnung der Ansiedelungen immer zunimmt, wo die Anbaufläche sich stets verringert. Das Zusammenkommen grösserer Massen in den Industrieorten schafft die Wohnungsmißstände oder erhöht sie. Der Abbruch von Wohnhäusern in der Stadt zwecks Umbau zu Geschäftshäusern treibt viele Familien aus ihren billigen oft heimeligen Wohnungen in die Mietkasernen der Vorstädte. Die oft gewissenlos getriebene Spekulation mit Grund- und Bodenwerten ist mit die Ursache der unverhältnismässig hohen Mietpreise.

Auf dem Lande bei nur landwirtschaftltreibender Bevölkerung hat die Wohnungsfrage wieder ein anderes Gesicht. Für den Alleinstehenden, für Lehrerinnen und Kindergärtnerinnen ist die Beschaffung eines gemütlichen Heims mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Wie viele von unseren Kolleginnen wissen davon zu erzählen. Bauliche Verhältnisse und zweckmässige hygienische Einrichtungen lassen auch sehr oft zu wünschen übrig, aber es ist gerade, als ob diese Schäden gegenüber der Wohltat der frischen Luft und ungehinderten Sonnenbestrahlung viel weniger ins Gewicht fallen würden.

Vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus sollte nur  $\frac{1}{8}$  oder  $\frac{1}{7}$  des Einkommens für die Wohnung verwendet werden; wie oft aber macht die Miete einen Viertel oder noch mehr aus! Diesen Ausfall sucht man zu decken durch Vermieten einzelner Räume an Alleinstehende. Notwendigerweise wird das Familienleben durch dieses Ausmieten an Fremde gestört, wenn nicht gar noch geschädigt. Das Wohnen in stark gefüllten Häusern ohne scharfe Abgrenzung der Räume einer Familie von denjenigen anderer, die gemeinsam benutzten Nebenräume geben oft Anlass zu Uneinigkeiten und Zänkereien.

Die eigene, wenn auch noch so kleine Scholle ist das erstrebenswerteste; sie gibt das Heimat- und Bodenständigkeitsgefühl und aus dem erwächst die Liebe zum Vaterland und der Bürgersinn, welchem Wohl und Wehe des Gesamten nahe gehen. Die Fürsorge will das Heimatgefühl pflanzen und pflegen; sie hat schon einen Ausweg gefunden, der dem Ziele von eigenem Grund und Boden nahe kommt. In den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts bildeten sich in verschiedenen grossen Städten Deutschlands Gruppen von Menschenfreunden,

die bei den verschiedenen Gemeindeverwaltungen darauf hinarbeiteten, dass Stadtboden ausserhalb der Städte zu billigem Preise als Gartenland in bestimmte Parzellen abgeteilt verpachtet würde. Dieses Land sollte für immer Gartenland bleiben, trotz der Ausdehnung der Städte nie überbaut werden. Dr. Schreber-Leipzig war der Urheber dieser Idee, die nun in der ganzen zivilisierten Welt Boden gefasst hat. Diese Schrebergärten oder Lauben oder Familiengärten finden wir nun in und bei allen grösseren Städten, sie bilden in noch weit höherem Masse die Lungen der Städte, als die öffentlichen Anlagen und Parks es sein können. Die Nachfrage nach diesem Gartenland ist so gross, dass nicht alle Bewerber berücksichtigt werden können. Für die Verteilung sind in der Regel die wirtschaftliche Lage, die Erwerbsfähigkeit und die Zahl der Kinder massgebend. Inwieweit die Abgabe von Land die Ausgaben der Armenpflege vermindert hat, lässt sich zahlengemäss nicht nachweisen; einen gesundheitlichen und kulturellen Fortschritt aber hat sie gebracht. Das Arbeiten im eigenen Garten, wenn auch oft ziemlich entfernt von der Wohnung, macht grosse Freude, verbindet den Stadtmenschen wieder mehr mit der Natur und verschafft die nötige, auslösende Bewegung in der frischen Luft nach dem stundenlangen Beschäftigtsein in geschlossenen Räumen. Ein frohes Leben herrscht jeweils an Sonn- und Feiertagen in diesen Gartenkolonien, in deren Mitte oft ein gemeinsamer Spielplatz für Kinder liegt. Schon in aller Frühe kommen die glücklichen Gartenbesitzer von allen Stadtteilen dahergezogen mit Kind und Kegel, Suppen- und Kaffeetopf, Zeitung und Familienblatt, Pfeife und Zigarre und vergessen während eines Tages die Enge und Gedrücktheit der Wohnung in der Stadt, freuen sich des Wachsens, Blühens und Reifens und sind stolz auf ihre praktischen, oft raffinierten Einrichtungen, die aus dem genialen Kopf eines Leberecht Hühnchens stammen könnten.

Bei uns in der Schweiz haben sich nun auch glücklich Nachahmer dieser Gartenkolonieidee gefunden. Auf genossenschaftlichem Wege wird Boden gekauft und an die Mitglieder verpachtet. Hoffentlich sichern sich weitsichtige Gemeindeverwaltungen noch zu rechter Zeit solchen Boden, den sie zur Bebauung an Interessierte abgeben können. Bei der immer mehr um sich greifenden Verkürzung der Arbeitszeit wäre solches Gartenland ein Segen. Wie viele Arbeiter hätten bei ihrem achtstündigen Arbeitstag noch genügend Zeit und Kraft einen Garten zu bebauen. Ein Gewinn an Volkswohlfahrt und Gesundheit wäre eine natürliche Folge dieses Arbeitens in frischer Luft, auf eigenem Grund und Boden.

Eine zweite Fürsorgebewegung setzte auch Ende des 19. Jahrhunderts von England aus ein. Es bildete sich dort eine Vereinigung, welche die dauernde Lösung des immer schwieriger werdenden Wohnungsproblems erstrebt. Sie schöpfte ihre Grundsätze aus dem Buche „To-morrow“ von Ebenezer Howard (deutsche Übersetzung: Gartenstädte in Sicht, Verlag Eugen Diederichs-Jena).

Diese Gartenstadtbewegung sucht, „der unheilvollen Übervölkerung der Städte und der Entvölkerung des flachen Landes“ durch folgende Massregeln abzuhelpen:

1. Neue Städte werden auf dem Lande nach einem Bebauungsplan gegründet, der den Einwohnern gesunde, menschenwürdige Wohnstätten sichert, da die Stadt niemals übervölkert und stets mit einem Gürtel von Äckern und Parkland umgeben sein wird.
2. Durch Gartenvorstädte sollen die schon bestehenden Städte entlastet werden.
3. Gartendörfer werden für die Arbeiterbevölkerung in der Nähe der Fabriken, die aufs freie Land verlegt werden, erstellt.



4. In der Nähe der Stadt werden kleinere Gutsbetriebe geschaffen, welche die heimatlichen, landwirtschaftlichen Bodenerzeugnisse schnell und gut absetzen können.

Nachdem man beobachtet hatte, was für gute Resultate England mit seinen Gartenstädten und Vorstädten gemacht hat, setzte sich die Bewegung auch auf den Kontinent, vor allem nach Deutschland, fort. Hellerau bei Dresden ist eine Ansiedelung, die alle die Grundsätze der Gartenstadtbewegung in sich vereinigt. Da dort die Erwartungen in jeder Hinsicht erfüllt wurden, werden nun sicherlich noch andere Gartenvorstädte erstehen.

Grössere Fabrikbetriebe in Deutschland und der Schweiz haben auch nach dem Muster Englands Gartendörfer oder auch nur Arbeiterhäuser in Kolonien erstellt, um sich eine ziemlich bodenständige Arbeiterschaft zu sichern. Leider ist bei Anlage dieser Kolonien nicht überall der gute Geschmack mit Ratgeber gewesen und viele wirken daher sehr hässlich und nüchtern. Andere dagegen geben in ihren Arbeiterhäuschen ein Muster von Traulichkeit.

In neuerer Zeit haben sich nun Genossenschaften verschiedener Berufsklassen gebildet, welche die Idee der Gartenvorstädte verwirklichen wollen. Wir treffen diese genossenschaftlich überbauten Bodenkomplexe bald in jeder grösseren Stadt an. Können wir auch der Anlage eine gewisse Schablone nicht absprechen, so müssen wir doch zugeben, dass Heimatkunst und verbesserter Baustil an der Arbeit sind, um diese Ansiedelungen zum Schmucke der Städte zu gestalten.

Die Eigenheime, die Kleinhäuser werden immer mehr das Ziel der Sehnsucht von vielen. Ungezählte aber können dieses Ziel nie erreichen, dürfen aber dennoch Anspruch erheben auf zweckmässiges, heimeliges Wohnen.

Für diese sollte nun wieder die Fürsorge eintreten, die auf die Erstellung von Zwei- bis Dreizimmerwohnungen ihr Gewicht legt. Diese Wohnungen sind am schwersten erhältlich, trotzdem die Nachfrage danach sehr gross ist. Das Bauen der Kleinwohnungen bedingt sehr viel Sorgfalt. Die innere Einrichtung und Einteilung muss, wenn man so sagen darf, raffiniert praktisch sein. Da muss für alles vorgesorgt werden; denn mit dem geringsten Aufwand von Zeit und Mühe sollte man diese Wohnung in Ordnung halten können. Die Frauen sind in diesen Verhältnissen auf Miterwerb angewiesen, daher soll ihnen die häusliche Arbeit so viel als möglich erleichtert werden. Für den Bau dieser Kleinwohnungen ist nach meinem Dafürhalten der *weibliche Architekt*, der sich in die Schwierigkeiten der kleinen Verhältnisse hineinzudenken vermag, am Platze. Die heimelige Wohnküche, wie sie vor Jahren die Wohnungsausstellung in Zürich brachte, ist bei Kleinwohnungen erstes Erfordernis. Denn dadurch wird ein Zimmer erspart oder die unhygienische Verbindung von Wohn- und Schlafzimmern aufgehoben. Die Badeeinrichtung wird mit dem Klosett verbunden; Wandschränke in genügender Zahl und richtiger Tiefe und Höhe erleichtern die Ordnung. Als Fussbodenbelag ist Inlaid als Kraft- und Putzmaterialsparer am Platze, eine Zentralheizstelle in der Küche, verbunden mit einer Kochplatte und mit einem Wassersammler für Warmwasser, ist sehr wünschenswert. Waschküche, Aufhängeplatz, die gemeinsamen Nebenräume sollen schon von vornherein mit dem Notwendigsten versehen sein. Es sind viele gute Ideen unterwegs, man braucht auch gar nicht nach Neuem zu suchen, sondern nur das schon Vorhandene, im guten Bürgerhaus Gewohnte auf diese kleinen Verhältnisse zu verpflanzen.

Damit man weiss, ob die gesetzlichen Bestimmungen, das Wohnungswesen betreffend, auch wirklich innegehalten werden, sind nun in einzelnen Städten

Deutschlands (in der Schweiz die Gemeinde Tablat) Wohnungsinspektorate eingeführt worden. Diese kontrollieren in unbestimmten Abständen die Wohnungen, halten ein Augenmerk auf die Überfüllung der Räume, auf die Schlafkammern der Dienstboten und Angestellten. So werden mit der Zeit die luft- und lichtarmen Gelasse, als Schlaf- oder Wohnräume benutzt, verschwinden. Bei Verwahrlosung des Hauses und bei notwendigen Reparaturen setzt sich das Inspektorat mit dem Hausbesitzer in Verbindung und dringt auf Instandsetzung.

Das *Wohnungsinspektorat als neuer Beruf sozial ausgebildeter Frauen* kann ein wirklicher Segen werden, wenn eine taktvolle, verständige und praktische Persönlichkeit das Amt ausübt, eine Persönlichkeit, die nicht nur genau verlangt, dass die gesetzlichen Bestimmungen erfüllt werden, sondern die auch den Weg weist und den Frauen, die aus Gleichgültigkeit und Unvermögen ihre Wohnungen nicht in Ordnung halten können, tatkräftig zu Hilfe kommt. Wohnungsinspektorat und Wohnungspflege müssen verbunden werden. Wer weiss, vielleicht gliedern sich mit der Zeit an diese Einrichtung Hilfsgruppen an von jungen, arbeitslustigen Mädchen, welche geplagten, übermüdeten Hausfrauen zeitweise ihre jungen Kräfte zur Verfügung stellen und so eine andere Art Mutter- und Frauenschutz treiben.

Nicht nur den Familien fällt es schwer, passende, zweckmässige Wohnungen zu finden, auch der Einzelstehende kennt diese Not. In allen Menschen liegt die Sehnsucht nach Behagen und Traulichkeit, und woher soll ihnen die Erfüllung kommen, wenn das eigene Heim in dieser Beziehung nichts bietet? Viele verstehen es, in ein nüchternes, möbliertes Zimmer Traulichkeit zu bringen, aber nicht alle, die auf diese Art zu wohnen angewiesen sind, bringen das zustande.

Schon seit vielen Jahren bestehen Heime aller Art, Mädchen- und Jünglingsheime, meistens mit einer ziemlich ausgesprochenen, konfessionellen Tendenz. Den vielen Jugendlichen, denen Anschluss und Geselligkeit Bedürfnis ist, geben diese Anstalten wirklich ein gesichertes Heim; denjenigen aber, die lieber ein ruhiges Zuhause haben, die Grossbetrieb und Massenabfütterung nicht leiden können, ist mit diesen Einrichtungen nicht geholfen. Die Ledigenheime, die in neuerer Zeit in Großstädten gegründet wurden, sind frei von konfessionellem Charakter und suchen in einfachen Rahmen ein Daheim zu bieten.

Für die besser gestellten Alleinstehenden oder auch für Ehepaare, von denen beide Teile ihrer Arbeit nachgehen müssen, hat Berlin eine neue Einrichtung getroffen mit der Errichtung von Einküchenhäusern. Auf genossenschaftlichem Wege werden Häuser erstellt, die in lauter ein- bis zweizimmerige, küchenlose Appartements geteilt werden. Ein kleiner Vorraum mit Garderobe und Toilette schliesst gegen die allgemeinen Korridore ab. Die Zimmer sind mit Telephon und Aufzug mit der zentralen Küche verbunden, so dass jeder Mieter seine Wünsche direkt übermitteln und in seinen eigenen vier Wänden seine Mahlzeiten einnehmen kann. Die Möblierung der Zimmer ist Sache des Mieters. Die Instandhaltung der Räume wird von der Zentrale, der Hausverwaltung aus besorgt und beaufsichtigt; auf diese Weise fällt für die von ihrem Beruf und ihrer Arbeit stark in Anspruch genommenen Bewohner die Mühe der Beaufsichtigung weg, und sie geniessen den Vorteil eines geordneten Heimes ohne den grossen Aufwand von Kraft. Das genossenschaftliche Zusammenschliessen der Einzelstehenden mit Wahrung der Eigenart jeder Persönlichkeit ist wiederum einem Bedürfnis entgegengekommen und steht unter der Devise der Neuzeit „Arbeitsteilung“.

E. F.